

Ennet der Bündner Grenze

Das Schicksal des Giovanni Della Nave

Marco Frigg, Cazis

Am 6. Februar 2013 ertönen in der ganzen Schweiz die Sirenen. Ein kurzes Zusammenzucken, dann Erleichterung – dies im Wissen, dass es sich um einen längst angekündigten Sirenentest handelt. Trotzdem entfacht das bedrohliche, von den Berghängen widerhallende Heulen ein beklemmendes Gefühl.

Vor 70 Jahren, 1943. Der Warnton der Sirenen wird von monotonem Dröhnen am nächtlichen Himmel abgelöst. Das Wummern der Flugzeugmotoren lässt Fensterscheiben und Menschen erzittern. Andauernd verletzen die Kriegsparteien den schweizerischen Luftraum. Fehlgeleitete Bomben fallen immer wieder auf Schweizer Territorium.

An der Südgrenze unseres Kantons: Männer im Aktiudienst; aus ihren Familien gerissen, zu Hause schmerzlich vermisst. Grenzschutz. Wochen- und monatelanges Ausharren in Verteidigungsanlagen: Festungen aus Stein, Beton und Stahl. Kanonenrohre, Maschinengewehrmündungen – drohend Richtung Süden gerichtet; dort, wo die deutschfaschistische Gefahr lauert. Wird die Neutralität respektiert oder der gefürchtete Angriff doch noch stattfinden? Die Bewirtschaftung von Haus und Hof lastet ausschliesslich auf den Daheimgebliebenen. Freundschaftliche Beziehungen mit den italienischen Nachbarn, reger Handel und Austausch: erstickt durch die Politik verblendeter Machtmenschen. Verwegene Menschen auf verschlungenen Schmuggelpfaden verhindern ein gänzlich Versiegen des italo-bündnerischen Handels. Schwere Arbeit, ständige Sorgen und Angst entkräften, zermürben. Werden der Sohn, der Bruder, der Vater gesund heimkehren?

Diese bange Frage beherrscht auch den Alltag vieler Familien unmittelbar ennet der Bündner Grenzlinie. Bis in die entlegensten

Dörfer reicht Mussolinis Arm; allgegenwärtig prangen Marschbefehle an den Fassaden der «Municipi» (Rathaus/Gemeindehaus). Die unglückselige Allianz mit den Deutschen verschlägt Italiens Söhne bis an die russische Front. Einer dieser jungen Männer ist Giovanni Della Nave aus San Bello/Morbegno. Er hat – wie viele Zeitgenossen im wehrfähigen Alter – das «Pech», wenige Kilometer südlich der Bündner Grenze geboren und aufgewachsen zu sein: im Veltlin.

Der folgende Tatsachenbericht legt Zeugnis ab von Giovanni's Erlebnissen im Januar 1943. Ugo Moroni, Giovanni Della Naves Kommandant, erzählt:

Wir Alpini des Bataillons Morbegno¹, welche die vorhergehenden Rückzugsgefechte am Fluss Don überlebt hatten, folgten der Piste, welche unzählige Schuhsohlen, Maultierhufe, Räder und Schlittenkufen in den Schnee gepresst hatten. Die ständigen Scharmützel mit den Rotarmisten hatten dazu geführt, dass der Zug, dem ich angehörte, den Kontakt zum Hauptharst unseres Bataillons verloren hatte und sich nun zwischen den vorrückenden Russen und den sich zurückziehenden deutsch-italienischen Einheiten befand. Verzweifelt versuchten wir, die Lücke zu unseren Waffenbrüdern zu schliessen; ein alles andere als einfaches Unterfangen. Das Marschieren im knirschenden Schnee bei zum Teil über 40 Kältegraden war unbeschreiblich mühsam. Jeder Schritt auf der zertretenen, nachgiebigen Schneeunterlage brachte uns ins Wanken. Und so schleppten wir uns wie Betrunkene durch die endlose Steppe. Hin und wieder verbrannten wir die aus dem Schnee ragen-

1 Städtchen im benachbarten, unteren Veltlin

den, strohtrockenen Stängel, Blätter und Blütenkörbe der Sonnenblumen, um wenigstens unsere klammen Hände und Füsse etwas aufwärmen zu können. Während dieser Pausen hockten wir uns auf die Fersen oder blieben stehen. Niemand liess sich im Schnee nieder; dies aus Angst, keine Kräfte fürs Aufstehen und Weitermarschieren mobilisieren zu können. Zudem hing die Furcht, von den vorrückenden Russen eingeholt zu werden, wie ein Damoklesschwert über unserem armseligen Haufen.

Schweigend klaubten wir die Überreste unseres Proviantes in unseren Taschen zusammen und legten die kärgliche Beute auf eine Decke: trockene Biskuits, schimmeliger Käse und steinharte Brotreste. Die Fleischkonserven waren längst verzehrt. Hie und da stand uns Fleisch, welches von verendeten Maultieren stammte, zur Verfügung. Warme Mahlzeiten konnten sehr selten genossen werden. Jeder achtete peinlich darauf, redlich zu teilen und sich keinen Vorteil zu verschaffen. Schweigsam zerkauten wir die an trockenen Karton erinnernden Biskuits und starteten dabei in die unendliche Weite der russischen Schneewüste, in der Himmel und Landschaft in einheitlichem Grau zu verschmelzen schienen.

Während einem dieser Marschhalte betrachtete ich meine Kameraden. Hatten uns Flanellhemd, Uniformjacke und -hose im Spätsommer 1942 noch den Schweiss aus allen Poren getrieben, gewährte uns die graugrüne «Uniform Modell 1940» im eisigen russischen Winter kaum Schutz vor Kälte und heulendem Steppenwind. Auch der Wollpullover sowie die wollene Gesichtsmütze, welche lediglich die Augen freiliess, vermochten der Eiskälte nicht zu trotzen. Am schlimmsten war es jedoch um unser Gehwerkzeug bestellt. Die aus minderwertigem Leder gefertigten Schuhe mit genagelter Sohle zersetzten sich im Schlamm und Schneematsch, als bestünden sie aus Pappe. Mit Schnüren, Draht und Stoffstreifen versuchten wir, unsere armseligen Galoschen zusammenzuhalten. Da wir zusätzlich mit Wolldecken und sogar mit Verbandsmaterial danach trachteten, unsere Körper vor dem allgegenwärtigen Frost zu schützen, sahen wir

tatsächlich aus wie Vogelscheuchen. Glücklicherweise konnten sich diejenigen schätzen, denen es gelungen war, Ausrüstungsgegenstände von gefallenen Russen zu ergattern. Ushanka (Pelzmütze mit Ohrenschutz), Telogreika (gesteppte Wattejacke) und Valenki (Filzstiefel) retteten manchen italienischen Wehrmann vor dem Erfrierungstod.

Unseren Gedanken nachhängend, rauchten wir unsere letzten Tabakkrümel in den selbst gedrehten Zigaretten. Die Stimmung war auf dem Tiefpunkt angelangt. Wir sprachen kaum noch miteinander. Die grässlichen Erlebnisse der letzten Tage und Wochen hatten uns buchstäblich die Sprache verschlagen. Erstaunlich war, dass trotzdem niemand ans Aufgeben dachte. Wie oft hatten uns die Russen in den letzten Wochen dazu aufgefordert! Während wir – von russischen Einheiten eingekesselt – in unseren Schützengräben ausharrten, forderten uns quäkende Lautsprecherdurchsagen auf, die Waffen zu strecken. Vor den russischen Stellungen erschien ein riesiges Transparent mit der Aufschrift: *Soldato !Italiani vvoi vivere? Datevi prigioniari all'esercito rosso!*² Wir dachten jedoch nicht eine Sekunde lang daran, der Aufforderung der «Roten» nachzukommen und uns zu ergeben, sondern verdrängten unser Bangen damit, dass wir uns über die mangelhafte Fremdsprachenkompetenz der Russen lustig machten. Obwohl wir alles andere als aufgeräumter Stimmung waren, hatten die meisten – wie bereits erwähnt – den Mut noch nicht verloren oder gar resigniert. Die Kameraden trotzten weiterhin der feindlichen Übermacht und der Unbill der Natur; vor allem aber wollten sie zu ihren Lieben nach Hause zurückkehren.

Plötzlich richtete sich meine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe von Alpini. Korporal Giovanni Della Nave trat auf drei Soldaten zu. Diese hatten offensichtlich kaum das Erwachsenenalter erreicht und waren ob der erlittenen Strapazen total erschöpft. Giuanin gesellte sich zu

2 Sinngemäss: «Italienische Soldaten, wollt ihr leben? Ergebt euch der Roten Armee!»

den drei erschöpften Burschen. Eindringlich sprach er auf die entmutigten Kameraden ein. Die Männer nickten lebhaft und reichten Korporal Della Nave, nachdem dieser seine Ausführungen beendet hatte, die Hand. Giuanin schaute suchend auf, erblickte mich und trat auf mich zu. Laut und deutlich, damit alle anderen seine Worte verstehen konnten, richtete er sich an mich: «Sciuur teneent, sèm restaa in pochi uramài.»³ Nach kurzem Zögern schlug Della Nave vor: «Treffen wir doch eine Abmachung: Falls einer von uns nicht mehr weiter kann, weil er erschöpft oder verwundet ist, werden wir ihn nicht im Stich lassen, sondern vielmehr mit allen Mitteln versuchen, ihm zu helfen. Wir werden ihm vor Ort Beistand leisten und ihn gegebenenfalls auf dem Schlitten, Maultier oder auf unseren Schultern transportieren.»



Giovanni (Giuanin) Della Nave vor dem Einsatz in Russland.

Mit unbeweglichen Mienen hatten die erschöpften Männer Giovanni Della Naves Ausführungen verfolgt. Ich fixierte meinen Korporal, der mich seinerseits ruhig musterte und mit kaum merklicher Kopfbewegung aufforderte, Stellung zu beziehen. Blitzartig erkannt

te ich Della Naves Absicht: Mit diesem «Pakt» sollte die Moral der Truppe gestärkt werden. Diese «Abmachung» sollte die brüderliche Kameradschaft der Männer besiegeln, wobei sich auch Korporal Della Nave zweifelsohne der Tatsache bewusst war, dass es nicht immer möglich sein würde, ein solches Versprechen einzulösen. Die Vergangenheit hatte dies leider immer wieder bewiesen. Dennoch ergriff ich Giovanni Hand und erklärte knapp: «So sei es, ich bin einverstanden!» Im gleichen Moment löste sich die Spannung. Die Soldaten, welche uns bewegungslos und stumm beobachtet hatten, ergriffen ihre Waffen und Ausrüstungsgegenstände und machten sich abmarschbereit. Dies alles geschah um die Mittagszeit zwischen den Ortschaften Tschuprinin und Romanchow.

Unter der Führung unseres Kommandanten marschierten wir weiter. Spät abends fanden wir Unterkunft in einer Isba⁴ eines kleinen Dorfes. Die Gastfreundschaft der russischen Landbevölkerung bewegte uns einmal mehr zutiefst. Mit grösster Selbstverständlichkeit gewährten uns die Bauernfamilien Obdach in ihren Holzhäusern mit den strohgedeckten Walmdächern, den höhlenartigen Vorratsgewölben oder sogar in einer Banja⁵. Obwohl diese gütigen Menschen selbst kaum etwas besaßen, teilten sie ihr Brot mit den abgemagerten, hohläugigen und unrasierten Fremden. Wie herrlich war es, endlich wieder ein Dach über dem Kopf zu haben! Unsere Gastgeber verabschiedeten uns am Morgen jeweils mit den Worten: «Italianji buoni.» Und ausgerechnet diese Menschen sollten die von der Propaganda verteufelte «Rote Brut» verkörpern?

Am 26. Januar trafen wir in der Nähe von Arnautowo endlich auf den stark dezimierten Hauptharst unseres Bataillons. Der versprengte Haufen hatte zu seiner Einheit zurückgefunden! Wir wurden von unseren ebenfalls erschöpften Waffenbrüdern herzlich begrüsst und so gut es ging verpflegt. Als wir schliesslich weiterzogen, fühlten wir uns im Schosse

³ Morbegneser Dialekt. Sinngemäss: «Herr Leutnant, es sind nur noch wenige von uns übriggeblieben.»

⁴ Russisches Bauernhaus

⁵ Badehaus

des Bataillons Morbegno richtiggehend geborgen. Es war früher Vormittag und bitter kalt, als wir Nikolajewka erreichten. Diese Ortschaft lag in einer Geländemulde, welche von der Eisenbahnlinie durchquert wurde. Wir lagerten am Rande der östlichen Anhöhe und wurden Zeugen eines Angriffs deutscher Truppenverbände, denen vom südwestlichen Ortsrand her wütendes Artillerie- und Maschinengewehrfeuer der russischen Verteidiger entgegenschlug. Schon wurde zum Angriff geblasen. Wir sollten die deutschen Angreifer unterstützen und von der Anhöhe her Richtung Bahndamm vorstossen. Ich machte mich bereit und überprüfte meine Waffen: Das Gewehr Modell 91, einige Handgranaten und die Ordonanzpistole konnten wahrlich keine überzeugende Feuerkraft entwickeln; dies umso mehr, als dass uns allen kaum noch Munition zur Verfügung stand. Doch es blieb keine Zeit mehr für Zaudern oder Nachdenken.

Während ich an der Seite meiner Kameraden den verschneiten Abhang hinunterlief oder vielmehr stolperte und rutschte, geschah etwas Merkwürdiges, beinahe Groteskes: Ich sah vor meinem geistigen Auge die Bilder eines Filmes ablaufen, den ich als Knabe einst im Oratorio⁶ bestaunen durfte. In einem dieser – bei uns Jugendlichen so beliebten – Westernfilme griffen Indianer eine Kompanie Blauröcke an. Von einer Anhöhe aus ergoss sich der Strom der berittenen Indianer in die Ebene und vernichtete die feindliche Kavallerie. Die gegenwärtige Realität war jedoch jenseits jeglicher cineastischer Fantasie und Romantik: Der knietiefe Schnee hemmte unsere Schritte. Wie in einem Albtraum schienen wir unserem Ziel keinen Schritt näherzukommen. Maschinengewehrfeuer und Granaten rissen die Schneedecke auf. Die fahle Morgensonne verwandelte die stiebenden Schneekristalle in einen Diamantenregen und verzauberte die in arktischem Frost erstarrte Landschaft.

Uns blieb jedoch keine Zeit für poetische Betrachtungen. Mit allen uns verbliebenen Kräften strebten wir der Ebene bei Nikola-



Spätsommer 1942: Schützengraben am Don; Giuanin Della Nave (ganz im Vordergrund).

jewka zu, um hinter dem Bahndamm Schutz zu suchen. Die feindlichen Maschinengewehre und Granatwerfer rissen Lücken in unsere Reihen. Überall zeugten dunkle Erhebungen im gleissenden Schneefeld von der tödlichen Bedrohung. Schutzlos liefen wir direkt dem feindlichen Feuer entgegen. Weder Topografie, Bäume noch Gebäude boten Deckung. Unsere Gewehre waren auf diese Distanz nutzlos. Wir mussten den Bahndamm erreichen, um das Feuer erwidern zu können. Als endlich der Abhang hinter uns lag und wir die Ebene erreicht hatten, bot sich uns ein kurioses Bild: Auf dem Holzherd einer verlassenen Feldküche stand ein grosser Topf. Die darin enthaltene Suppe dampfte noch. Das bedrohliche Pfeifen und Heulen der Geschosse verdarb uns den Appetit jedoch gründlich.

Je näher wir dem Bahndamm kamen, desto kritischer wurde die Situation. Bereits war das

⁶ Hier: Freizeiteinrichtung

Mündungsfeuer der russischen Waffen deutlich zu erkennen. Neben dem Bahnhofgebäude stand der Wasserturm, ein auf Holzpfählen ruhendes Wasserreservoir mit Schwenkrohr, welches die Dampflokomotiven mit dem unentbehrlichen Nass zu versorgen hatte. Nun diente der zylindrische Behälter den Russen als Maschinengewehrnest. In rasendem Stakato bestrich die automatische Waffe den Bahndamm und die dahinterliegende Ebene mit ihren tödlichen Garben. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Geduckt und im Zickzack rannten wir an den dunklen Kleiderbündeln im Schnee vorbei dem Bahndamm zu. Zusammen mit meinen Kameraden liess ich mich am Fusse des Bahntrasses keuchend in den Schnee fallen. Als ich mich etwas erholt hatte, fiel mein Blick auf eine Gruppe von Alpini, welche im Begriffe war, eines unserer restlichen Artilleriegeschütze zu laden. Mit stoischer Ruhe richteten sie die Kanone aus und feuerten. Das Wasserreservoir zerbarst. Die Trümmer flogen in alle Richtungen – die Maschinengewehrstellung existierte nicht mehr.

Wir bewegten uns auf die schmale Unterführung zu, welche es Motorfahrzeugen, Fuhrwerken und Tieren erlaubte, den Bahndamm zu unterqueren und die Ortschaft Nikolajewka zu erreichen. Im Schutze der Unterführung hatte der Truppenarzt eine improvisierte Krankenstation eingerichtet und versuchte, zusammen mit einigen Sanitätern erste Hilfe zu leisten. Kaum hatten wir die Unterführung verlassen, zwang uns heftiger Beschuss zurück in den Tunnel. Es war unser Glück, dass etwa 200 Meter hinter uns deutsche Verbände im Schutze einer Handvoll Panzer nachrückten. Die Panzergranaten verstärkten den Druck auf die russischen Stellungen. Dank dieser Verstärkung gelang es uns schliesslich, Unterführung und Bahndamm hinter uns zu lassen und zwischen den ersten Häusern am südlichen Siedlungsrand in Deckung zu gehen.

Im Schutze von Häusern und Gartenzäunen begannen wir, die südwestlich des Bahnhofs stationierten Russen unter Feuer zu nehmen. Plötzlich erweckte ein wild gestikulieren-

der Mann meine Aufmerksamkeit. Trotz des Gefechtslärms konnte ich seine «deutlichen» Worte klar vernehmen: «Va a da via'l cüü, sc'ìòp de merda!⁷», hörte ich den Kameraden laut und ausdauernd fluchen. Es war Eugenio Buzzetti – auch er Bürger von Morbegno –, welcher an seinem Gewehr hantierte: «Ladehemmung, einmal mehr Ladehemmung!», wetterte er und schlug mit der behandschuherten Rechten auf das Gewehrschloss ein. Ich verstand seinen Ärger nur allzu gut: Immer wieder verweigerte das Gewehr Modell 91 seinen Dienst. Kälte, Schneematsch und Eis setzten der Mechanik arg zu und führten zu Ladehemmungen – oft im ungünstigsten Moment. Wir benedeten die Russen um ihre PpsH 41! Dabei handelte es sich um eine unverwüstliche, automatische und kurzläufige Waffe, welche aus ihrem runden Magazin 71 Geschosse in Folge abfeuern konnte. Korporal Buzzetti, der sich inzwischen etwas beruhigt hatte und noch immer an seiner Waffe manipulierte, schien meine Gedanken erraten zu haben: «Man bringt es nicht fertig, uns mit valablen Gewehren auszurüsten! Mit einer russischen PpsH kann man unter Wasser auf Fische schiessen, im Dreck robben; und jeder Hufschmied wäre in der Lage, ein solch einfaches – aber robustes – Gewehr zu reparieren oder gar zu konstruieren!» Waren die Ausführungen des – ob seines streikenden und veralteten Schiessprügels frustrierten – italienischen Infanteristen auch übertrieben: Tatsache war, dass uns die russischen Infanteristen mit ihren zuverlässigen, automatischen Waffen überlegen waren.

Plötzlich zeigte Eugenio Buzzetti Richtung Westen. Kaum 30 Meter von uns entfernt – halb verborgen hinter einem Lattenzaun – stand einsam und verlassen ein russisches Maschinengewehr. Buzzetti raffte sich auf und wollte sich der Waffe bemächtigen. «Korporal, bleiben Sie hier; feindliche Waffen bringen Unglück! Zudem könnte es sich um eine Minenfalle der Russen handeln. Besser

7 Sinngemässe (moderate) Übersetzung: Verfluchtes Gewehr ...

wir verschieben uns noch weiter in nördlicher Richtung.» Widerwillig befolgte Korporal Buzzetti meinen Rat und folgte mir geduckt zur nächsten Häusergruppe. Sekunden später liess uns ein ohrenbetäubender Knall zu Boden gehen. Holz- und Metallsplitter sirrten durch die Luft. Wortlos starrten wir uns an. Die Granate hatte Teile des Bretterzauns sowie das Maschinengewehr buchstäblich pulverisiert!

Inzwischen hatten die Deutschen den Bahndamm überwunden. Die nun vereinte Feuerkraft der deutsch-italienischen Truppen zwang die Russen, in ihren Stellungen auszuharren. Dennoch strebten wir danach, Nikolajewka baldmöglichst zu verlassen. Es war lediglich eine Frage der Zeit, bis weitere Verbände aus dem unerschöpflichen Reservoir der Russen aufmarschieren würden. Nach den jüngsten Erfolgen im Kampf gegen die Invasoren strotzte die Rote Armee geradezu vor Selbstvertrauen und Zuversicht. So konnte unsere Parole nur heissen: Raus! Raus aus der Sacca⁸, raus aus Russland!

Unvermittelt hörten wir hinter uns das Raseln von Panzerketten. Ein deutscher Panzer näherte sich mit heulendem Motor. Anscheinend hatte das veraltete Vehikel die Begegnungen mit den überlegenen russischen Tanks wie durch ein Wunder überstanden. Die vom P 38 produzierte Abgaswolke liess die hinter dem Fahrzeug herlaufenden Infanteristen nur schemenhaft erkennen. Zusammen mit Eugenio Buzzetti, Giovanni Della Nave und zwei weiteren Alpini setzte ich mich im Schutze des Panzers ebenfalls in Bewegung. Wir folgten der Strasse, welche zwischen dem Bahndamm und den Häusern Nikolajewkas schnurgerade nach Norden führte. Immer mehr Männer schlossen sich uns an.

Wir hatten noch kaum zweihundert Meter zurückgelegt, als uns ein heulendes Pfeifen erstarren liess. Die einschlagende Granate machte das Nebengebäude eines Wohnhauses dem Erdboden gleich. «PaK! PaK!»⁹, schrie

der Beobachter, lehnte sich weit aus der Geschützturmluke des deutschen Panzers und deutete nach vorn. Kaum hatte der Panzerkanonier den Geschützturm ausgerichtet, begannen die beiden Maschinengewehre des P 38 ihr rasendes Stakkato. Aufgeregt lugte ich, hinter dem Tank kauernd, Richtung russische Stellung – und starrte geradewegs auf die russische Panzerabwehrkanone! Obwohl wir uns noch ein gutes Stück von dem feindlichen Geschütz entfernt befanden, schienen mir die drohende PaK und deren Bedienung zum Greifen nahe. Wie in einer eingeübten Choreografie stoben wir auseinander, weg vom Panzer, um im Strassengraben oder hinter dem Zaun Deckung zu suchen. In diesem Moment feuerte der deutsche Panzer. Der Rückstoss liess das gepanzerte Fahrzeug erbeben. Gleichzeitig schoss ein Feuerstrahl aus der Mündung der vor uns liegenden Panzerabwehrkanone. Und schon liess das schmetternde Krachen des Einschlages beinahe unsere Trommelfelle platzen. Korporal Buzzetti und ich übersprangen eben den Holzzaun, welcher einen kleinen Gemüsegarten abgrenzte, als ich einen harten Schlag an der rechten Schulter verspürte. Nach der unsanften Landung hinter dem Bretterverschlag blieb ich liegen. Ein unerträglicher Schmerz flutete von meiner rechten Schulter aus durch meinen Körper und raubte mir beinahe die Besinnung. Nachdem es mir nach schier endlosen Minuten gelungen war, mich aufzusetzen, übermannte mich das blanke Entsetzen: Mein Arm hing wie leblos am Körper. Das unaufhörlich aus der Wunde pulsierende Blut tränkte die an der rechten Schulter zerfetzte Uniformjacke und färbte den Schnee rot. Buzzetti lag regungslos neben einem Zaunpfosten. Ich musste Hilfe holen!

Mit grosser Mühe, gegen Schwindel und würgende Übelkeit ankämpfend, schleppte ich mich auf die Strasse zurück. Erstaunt konstatierte ich, dass unser Panzer allem Anschein nach immer noch fahrtüchtig war und sich eben anschickte, die letzten Häuser Nikolajewkas hinter sich zu lassen. Wie ein Lindwurm folgten deutsche und italienische Soldaten dem gepanzerten Fahrzeug. Auf

⁸ Hier: Umzingelung

⁹ Panzerabwehrkanone



Kurze Rast; Giuanin Della Nave (Pfeil) im Kreise seiner Kameraden.

der Strasse herrschte eine beinahe gespenstische Ruhe. Die russische PaK lag zerstört und verwaist im Strassengraben. Aus weiter Ferne waren einzelne Gewehrschüsse zu hören. Mit unendlicher Mühe gelang es mir, auf den Beinen zu bleiben. Häuser, Bäume und Strasse begannen vor meinen Augen zu tanzen. Schliesslich sank ich erschöpft am Strassenrand in den Schnee. Eigenartigerweise spürte ich die beissende Kälte überhaupt nicht mehr – und seltsamerweise hatte auch die Blutung stark nachgelassen.

«Ugo! Ugo Moroni!» Wie durch Watte hindurch vernahm ich die Stimme, welche meinen Namen rief. Mir fehlte jedoch die Willenskraft, die Augen zu öffnen. Ich wollte mich ausruhen und schlafen. Da liess sich die eindringliche Stimme erneut vernehmen: «Ugo!» Es kostete mich schliesslich grosse Überwindung und Anstrengung, die Augen zu öffnen. Wie durch wabernde Nebel hindurch, welche meinen Blick trübten, erblickte ich den an meiner Seite knienden Giovanni Della Nave! «Eugenio Buzzetti – er braucht Hilfe!»,

stöhnte ich unter grösster Anstrengung. Della Nave schüttelte traurig den Kopf: «Nein, für Buzzetti können wir nichts mehr tun ...»

Vorsichtig und gleichzeitig entschlossen half mir Korporal Della Nave auf die Beine, legte meinen gesunden Arm um seine Schulter und führte – oder besser gesagt, schleppte – mich zielgerichtet auf eine seltsame Hütte zu. Es schien, als wäre das aus rohen Balken und Brettern gezimmerte Gebäude im Boden versunken. Nur noch die dreieckige Dachkonstruktion ragte aus dem Boden. Della Nave öffnete die sich unmittelbar unter dem Giebel befindende Holztüre. An Werkzeug und Gerätschaften vorbei begaben wir uns ans hintere Ende des Raumes. Dort war ein rechteckiges Loch im Holzboden ausgespart worden. Eine Leiter führte in den Keller, in welchem bereits rund ein Dutzend Einheimische Schutz gesucht hatten.

Stumm blickten uns die verängstigten Menschen entgegen und rückten zusammen, um uns Platz zu bieten. Korporal Della Nave

legte mich vorsichtig neben Kohlköpfen und Kartoffeln auf den Fussboden. Meine Wunde hatte wieder stark zu bluten begonnen. Ich starrte auf die Holzgestelle, auf denen sich zahlreiche Einweggläser mit Eingemachtem befanden. Ein alter Bauer reichte Giovanni Della Nave einige Jutesäcke. Dieser breitete die Säcke auf dem Lehm Boden aus und legte mich behutsam auf die schützende Unterlage. Es gelang mir eben noch, meinem Korporal gequält zuzulächeln, ehe mir schwarz vor den Augen wurde und eine tiefe Bewusstlosigkeit sich meiner bemächtigte.

Ich weiss nicht, wie lange ich bewusstlos gelegen bin. Schliesslich drangen Giovanni Della Naves Worte in mein wiederkehrendes Bewusstsein: «... müssen weiter! Coraggio, Signor Tenente¹⁰!» Verwirrt öffnete ich die Augen und sah, dass wir alleine waren. Korporal Della Nave hielt mir eine Feldflasche, gefüllt mit herrlich frischem Wasser, an die Lippen. Während ich meinen brennenden Durst löschte,klärte mich Della Nave auf: «Unsere Leute sind bereits alle weiter gezogen. Wir sind alleine zurückgeblieben.» Giovanni Della Nave half mir behutsam auf die Beine. Der von der verletzten Schulter ausstrahlende Schmerz liess mich zusammenzucken. Ich versuchte, die Finger der rechten Hand zu bewegen. Zu meinem Erstaunen gelang mir dies problemlos. Vorsichtig begann ich, den Arm in verschiedene Richtungen zu bewegen. Auch dies liess sich, wenn auch unter erheblichen Schmerzen, bewerkstelligen. Korporal Della Nave verfolgte meine Bemühungen und wiederholte aufmunternd: «Coraggio, Signor Tenente! Ihre Verletzung ist zum Glück nicht lebensbedrohend. Der Granatsplitter hat Haut und Muskeln an der Schulter glatt durchschlagen – ohne jedoch Knochen oder grössere Blutgefässe zu versehren. Die Blutung ist gestillt, die Wunde versorgt. Sie haben Glück im Unglück gehabt!» Trotz meiner misslichen Lage musste ich unwillkürlich lächeln: Ich kannte den ruhigen, introvertierten Giuanin Della Nave nun seit längerer Zeit. Selten hatte

ich ihn jedoch eine dermassen lange «Rede» halten hören!

Vorsichtig begann Della Nave, die zwei Enden eines Stofffetzens oder Leinentuches hinter meinem Hals zusammenzuknüpfen. Behutsam legte er meinen Unterarm in die so entstandene Schlinge. Als Giovanni schmunzelnd sein Werk betrachtete, stellte ich fest, dass es sich bei der improvisierten Armschlinge um ein paar lange Unterhosen handelte! Korporal Della Nave drängte zum Aufbruch: «Avanti, Tenente Moroni; wir müssen Nikolajewka so schnell wie möglich verlassen! Der Morgen dämmt bereits. Unsere Leute sind weitergezogen. Die Rotarmisten werden bei Tagesanbruch wohl jedes Haus der Ortschaft durchkämmen! Die Menschen, welche mit uns in diesem Keller Schutz gesucht haben, sind in ihre Häuser zurückgekehrt. Die Bewohner Nikolajewkas befinden sich zwischen Hammer und Amboss; sie haben Angst. Und diese Angst könnte dazu führen, dass uns diese verzweifelten Menschen der russischen Soldateska ausliefern.»

In diesem Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Ich starrte meinen Korporal an und sprach eindringlich: «Della Nave, aus welchem Grunde sind Sie immer noch hier? Weshalb, um Himmels willen, haben Sie sich nicht mit den anderen zurückgezogen?» Giovanni schaute mich erstaunt an und meinte lakonisch: «Das war doch so abgemacht! Sie erinnern sich: unser Pakt ...» Bevor ich etwas erwidern konnte, waren draussen auf der Strasse Stimmen zu hören. Entschlossen stiess mich Giuanin Richtung Hintertüre und schob mich sanft ins Freie.

Als wir die Türe öffneten, schlug uns eisige Kälte entgegen. Der Steppenwind trieb den pulvrigen Schnee, welcher uns wie mit tausend Nadeln ins Gesicht stach, über Felder und Wege und verwandelte die Landschaft um Nikolajewka in eine abweisende Schneewüste. Wir stapften – die Landstrasse sorgfältig vermeidend – durch den knietiefen Schnee, welcher die winzigen Gemüsegärten hinter den Holzhütten bedeckte. Ständig waren wir damit beschäftigt, die aus Brettern, arm-

10 Leutnant

dicken Ästen und Holzpfählen gefertigten, schadhafte Zäune zu überwinden. Für meinen Begleiter war dies ein äusserst mühsames Unterfangen. Ich war vom Blutverlust dermassen geschwächt, dass mich Giovanni Della Nave ständig stützen und zum Teil sogar über die Hindernisse tragen musste. So bewegten wir uns – hinter Hecken, Latrinenhäuschen, Bäumen und Zäunen Deckung suchend – langsam Richtung nördliches Ortsende. Alles war friedlich und ruhig. Die Strasse und damit Tod und Zerstörung schien meilenweit entfernt. Die Zeit eilte; es wurde immer heller.

Wir waren eben dabei, die uns vor Blicken schützende Wand einer grossen Scheune zu verlassen, als mir Della Nave schmerzhaft den Oberarm drückte. An ein Latrinenhäuschen gelehnt, standen – kaum zwanzig Meter von uns entfernt – zwei Rotarmisten. Mit eisernem Griff zwang mich Giovanni weiterzugehen. Instinktiv hing ich mich praktisch mit meinem ganzen Gewicht an Korporal Della Nave, sodass dieser noch mehr Mühe bekundete, mich weiterzuschleppen. Die beiden mit ihren wattierten Uniformröcken und pelzbesetzten Mützen dick verummumten russischen Soldaten musterten uns gleichgültig und zogen an ihren Glimmstängeln, welche an ihren Mundwinkeln klebten. Ihre Gewehre lehnten am Bretterverschlag der Latrine. Keiner der beiden machte Anstalten, sich seiner Waffe zu bemächtigen. Anscheinend ging in ihren Augen von den beiden unbewaffneten, zerlumpte Gestalten, welche sich mühselig einen Weg durch den Schnee bahnten, keinerlei Gefahr aus. Ich starrte unentwegt auf die vom eisigen Wind geröteten Mongolengesichter der beiden Wehrmänner. Ungerührt pafften sie Qualmwölkchen in die klirrend kalte Morgenluft und warteten vermutlich auf das Freiwerden des Aborts. Giovanni Della Nave hob grüssend die Hand und machte eine unbestimmte Handbewegung Richtung Ortskern und Hauptstrasse – so, als hätten wir im Sinn, eine alternative «sanitäre Einrichtung» aufzusuchen. Während der eine seelenruhig weiter an seiner Zigarette zog, salutierte der andere ironisch und grinste von einem Ohr zum

anderen. Behutsam drehten wir ab und bewegten uns – übertrieben langsam, stolpernd und gekrümmt – Richtung Ortszentrum. Ich erwartete jeden Moment das Einschnappen des Gewehrschlusses zu hören; doch nichts geschah. Der erwartete Feuerstoss blieb aus. Offensichtlich glaubten uns die beiden Russen bereits in Kriegsgefangenschaft. Weshalb sollte man demzufolge zwei halbverhungerten und zudem versehrten italienischen Gefangenen nicht etwas Auslauf gönnen ...

Immer wieder murmelte Giovanni Della Nave tonlos: «Langsam, Ugo! Wenn wir es schaffen, die Häuser hinter uns zu lassen, sind wir vielleicht gerettet ...» Noch konnten wir uns jedoch nicht in Sicherheit wähen. Nikolajewka erwachte langsam wieder aus unruhigem Schlummer. Die von den erbitterten Kämpfen ausgelösten Ängste schienen schwer auf den Bewohnern Nikolajewkas zu lasten und sie zu lähmen. Trotzdem verliessen die ersten Einheimischen – sichtlich verunsichert und zögernd – ihre Behausungen, um Brennholz zu holen, die Tiere zu füttern oder die Toiletten aufzusuchen.

Von der Gegend des Bahnhofs her ertönten Befehle. Die russische Truppe hatte die Nacht am südöstlichen Ortsrand verbracht und schickte sich anscheinend an, aufzubrechen. Hier gab es für sie nichts mehr zu tun. Ich kann es mir heute noch nicht erklären, wie es uns gelungen ist, Nikolajewka unbehelligt zu verlassen. Tatsache ist, dass es Guanan Della Nave mit stoischer Ruhe und zuversichtlichen Worten und beinahe unmenschlicher Kraftanstrengung gelang, mich aus der am Vortag umkämpften Zone zu evakuieren.

Der Rest ist bald erzählt: Der Marsch durch die endlose Weite der russischen Ebenen schien ewig zu dauern. Oft hing ich, halb ohnmächtig wie ein nasser Sack, an den Schultern meines Korporals. Allmählich liessen die Schmerzen in der Schulter etwas nach. Die enorme Kälte minderte offenbar den Wundschmerz. Wir ernährten uns von Rüben, steinharten Biskuits, rohen Kartoffeln und einigen der begehrten – in Essig konservierten – kleinen Äpfeln, welche Giovanni Della Nave befangen

und mit beinahe schlechtem Gewissen von den Bewohnern der Isba entgegengenommen hatte. Nach langen Stunden einsamen Marschierens – oder, besser gesagt, mühseligem Sich-vorwärts-Schleppens – erreichten wir unsere Kameraden, welche in einer Geländemulde ihr Lager aufgeschlagen hatten. Im Feldlazarett wurde ich medizinisch versorgt. Dank Temperaturen von bis zu minus 50 Grad hatte sich die Wunde nicht entzündet, sodass der Sanitäter lediglich Jodtinktur auf die Blessur pinseln, die Wundränder nähen und einen ordentlichen Verband anlegen musste.

Irgendwann nahm der leidvolle Rückzug ein Ende. Wir waren der Sacca entkommen. Eine endlose Odyssee – zu Fuss, per Bus und Zug – führte uns schliesslich in unsere geliebte Heimat zurück.



Wie durch ein Wunder überlebt Giovanni Della Nave die Hölle am Don und kehrt in seine Heimat zurück, um sich dort den Partisanen anzuschliessen und einen erbitterten Guerillakrieg gegen die deutschen Okkupanten und deren faschistische Verbündete zu führen. Immer wieder sehen sich Gruppen von Widerstandskämpfern in aussichtsloser Situation und bringen sich kurzzeitig im nahen Graubünden in Sicherheit. Dabei wird den Partisanen durch die «Grigionesi» logistische und medizinische Hilfe zuteil.

Am 25. April 1945 geht auch für den Russlandkämpfer und Partisan Giovanni Della Nave der Alptraum zu Ende. Pace – Frieden.

Die Familie Della Nave bleibt Graubünden stets verbunden – beruflich, wie auch privat.

*Giovanni (Giuannin) Della Nave 2008
Fotos: Familie Della Nave/Marco Frigg*

Marco Frigg ist Autor der folgenden Publikationen:

- Regina Zimet – die Anne Frank des Veltlins
- Max Del Nero und Regina Zimet (Quelle dieses Berichtes)

Für weitere Informationen besuchen Sie die Website: www.annefrank-veltlin.ch